

Pulsierende Organismen

FAZ 27.4.19

Das muss man sehen:
Der in Europa unbekannt
amerikanische Künstler Jack Whitten
eröffnet der Malerei mit seiner Berliner
Ausstellung eine neue Dimension.

Etwas so Absonderliches wie die Bilder von Jack Whitten hat man seit langem nicht gesehen. Der Maler ist bei uns noch gänzlich unbekannt. Doch das wird sich ändern, denn jetzt sind dreißig seiner Bilder zum ersten Mal in einem europäischen Museum zu sehen, im Hamburger Bahnhof in Berlin. Hier öffnet sich, was sonst nur selten vorkommt, eine neue Dimension der Malerei. Davon zeugt bereits die Reaktion des Publikums. Viele sind verblüfft und auch ein wenig ratlos, manche gehen nah an die ausgestellten Arbeiten heran, um ihre Machart zu ergründen, nicht selten lacht auch jemand laut heraus, und einige sind so perplex, dass sie das Wort an gänzlich Unbekannte richten, um zu verstehen, was sie da sehen.

Vom Vorraum sieht man in der großen Halle als Erstes eine Arbeit aus dem Jahr 2011. „Apps for Obama“ steht auf dem Schild daneben sowie „Acryl auf Hohlkerntür“. Der Bildträger ist also ein Fabrikprodukt, das man im Baumarkt kaufen kann. Dieses ursprünglich für ganz andere Zwecke vorgesehene Objekt hat Whitten mit Acrylfarbe bedeckt. Acrylfarbe wurde in den sechziger Jahren populär. Sie ist wasserlöslich, und sie trocknet schnell. Wer einen Rest in einer Büchse offen stehen lässt, findet am nächsten Tag einen zähen und erstarrten Bodensatz.

Jack Whitten brachte das auf eine folgenreiche Idee. Er schnitt die Farbmaterie in kleine Stücke, die er dann, fast so wie kurze Pinselstriche, nebeneinandersetzen konnte, um Bilder zu erzeugen. So erfand er eine neuartige Methode, Farbe nicht, wie üblich, nur im flüssigen Zustand zu verwenden, sondern als bereits getrocknete.

Das ist naturgemäß nur praktikabel, wenn von allen benötigten Tönen hinreichend viele Partikel zur Verfügung stehen. Nur dann lässt sich die farbige Gestaltung einer Fläche nicht mehr nur ana-



Jack Whittens „Apps for Obama“ von 2011 (oben) und „Saint Louise aka The Tittie Painting for Louise Bourgeois“ von 2010 (links)

des sieht man das perspektivisch verkürzte Grundquadrat eines virtuellen Raumes.

sich ebenso ins Dunkle und Formlose auf wie der mit einer dicken schwarzen Farbschicht versiegelte Hintergrund einer Hommage an den Gitarristen B. B. King, vor dem ein einzelner, ohne Unterbrechung aus der Tube gequetschter Farbstrang eine leicht gequälte Pirouette vollführt.

Gleich daneben beschwört ein ovales Gebilde aus leuchtendem Grün den Sturz in das schwarze Loch kurz vor dem Ende von Kubricks Weltraum-Odyssee. Doch dann gibt es auch ein süßes kulinarisches Bukett mit Krokant-Pralinen, Kandiszucker und türkischem Honig zu Ehren des unsterblichen Duke Ellington. Mehrfach formieren sich kleine Acrylhügelchen zu geometrischen Mustern, und einige Bilder nähern sich so mutig wie nur möglich der archaischen Technik des Mosaiks, wobei Texturen entstehen, die entweder aussehen wie Granulat, Kies und Schotter oder aber wie eine akkurat zusammengefügte Verkleidung aus identischen Klinkern, so wie zum Beispiel in einer großen, dunkelblauen „Quantum Wall“.

Dabei wird deutlich, wodurch sich eine solche Tafel von einem Mosaik unterscheidet. Obwohl das Bild auch hier aus lauter kleinen Einzelteilen zusammengesetzt wurde, hat man, im Gegensatz zum Mosaik, dennoch den Eindruck, es bestehe durchgängig aus ein und derselben Materie. Alles ist getrocknete Acrylfarbe, genau wie bei den Bildern, die man auf herkömmliche Weise mit dieser Farbe malen kann. Das gibt der Oberfläche eine Einheitlichkeit, die ein Mosaik mit seinen unterschiedlichen Steinchen und Glasstücken niemals erreicht.

Bei Whitten ist die Oberfläche nur aus verschiedenen Farben, nicht aber aus verschiedenen Substanzen zusammengefügt, und deshalb erscheinen die Fugen zwischen ihren Einzelelementen so, als seien sie lediglich das Resultat von nachträglichen Einkerbungen.

Das erweist sich auch am eindrucksvollsten Bild der Ausstellung. Es arbeitet mit einer extremen Verknappung der Mittel, denn es besteht aus nichts anderem als kleinen, schwarzen, länglich-schmalen Teilchen und etwas größeren weißen Plättchen von eher quadratischen Formaten. Hieraus baut Whitten ein großes weißes Gebilde mit dünnen schwarzen, senkrechten Streifen. Das Ganze ist etwa einen Meter hoch und zwei Meter breit, doch scheint es diese Abmessungen mit seiner Energie zu sprengen, denn es wölbt sich an allen Seiten und auch nach vorne in den Raum.

Leere Süffisanz

Die Antrittsrede des neuen Rowohlt-Verlegers Florian Illies wirkt parodistisch. Ob immer mit Absicht und wenn ja, mit welcher, war nicht leicht zu entscheiden. Im Publikum des Hamburger Schauspielhauses, wo die Einweihung des direkt gegenüber gelegenen neuen Verlagssitzes in der Kirchenallee gefeiert wurde, hörte man teils Lacher, sah aber auch viele rätselhafte Mienen. Was hatte es damit auf sich, dass der neue Chef angesichts des Einzugs ins 1909 erbaute Bieberhaus minutenlang über die Tauglichkeit eines Biebers als Wappentier sowie über dessen Geschlechtsteile laut nachdachte und den Zuhörern riet, sich derweil auszuklinken bis zum Sektempfang? Dass er seinen Vorgänger Ernst Rowohlt als „das letzte Säugetier, das außerdem ein Nagetier war“, bezeichnete? Dass er sagte, die „Brennelemente des Rowohlt-Verlags“ seien „immer auf dem Weg zur nächsten Wiederaufbereitungsanlage“, just nachdem der Hamburger Kultursenator in einer ansonsten durchaus witzigen Rede von „neuen Impulsen für die Stadt“ gesprochen hatte? Einerseits erfreulich, dass in einer Branche, in der sonst von den Verantwortlichen meist nur zu hören ist, wie großartig etwas war oder werden soll, jemand mal etwas anderes von sich gibt als Floskeln. Und mitunter sogar, den Konzernoberen der Holzbrinck-Gruppe, die in der ersten Reihe saßen, ihre direkt zuvor von Stefan von Holzbrinck geäußerten Hoffnungen auf „doppelten Umsatz“ um die Ohren zu hauen nebst süffisanten Kommentaren über Rowohlts Bestseller-Stützen Rosamunde Pilcher und Jojo Moyes sowie über die Begrenztheit des neuen Verlagsdomizils, in dem man Betriebsversammlungen künftig im Ohnsorg-Theater, das sich im Erdgeschoss befindet, abhalten müsse. Aber andererseits auch seltsam, dass Illies bei seinem ersten öffentlichen Auftritt sich ganz für die Rolle eines karnevalistischen Conférenciers entschied, dessen meist maue Pointen keine satirische Position über allem, sondern eher jenseits von jedem suggerierten. Und zudem vermessen, dass er beim Spotten etwa über die Piefigkeit des ehemaligen Verlagssitzes in Reinbek so tat, als habe er dort selbst mehr als bloß ein paar Wochen gewirkt. So hatte sein Auftritt auch etwas von einem Demotivations-trainer, etwas Deprimierendes. Am Schluss stand ein bedeutungsschwanger Verweis auf Stürme, die aufziehen. Was hat das alles zu bedeuten? Ein paar Monate erst sind seit der umstrittenen Freistellung der ehemaligen Ro-

wenden, sondern als bereits getrocknete. Das ist naturgemäß nur praktikabel, wenn von allen benötigten Tönen hinreichend viele Partikel zur Verfügung stehen. Nur dann lässt sich die farbige Gestaltung einer Fläche nicht mehr nur analog und als Kontinuum realisieren, sondern auch digital: als Arrangement von separaten Pixeln. Bekanntlich versuchte schon Seurat, die nahtlose Modulation der Farbe durch ein Nebeneinander von getrennten Pünktchen zu ersetzen. Und auf der Kombination von einzelnen, getrennten Elementen beruht auch die alte Kunst des Mosaiks.

Doch mit dem Hinweis auf diese beiden Verfahren kann man die Besonderheit der Bilder von Jack Whitten nicht erklären. Das wird schon an den „Apps für Obama“ klar. Man glaubt, man sähe eine Wand aus hell- und mittelblauen Fliesen, so wie man sie aus Hotelzimmerduschen und Schwimmbädern kennt. Hier stellt die geflieste Oberfläche aber ihrerseits geflieste Oberflächen dar. Im unteren Teil des Bil-



© Jack Whitten / Courtesy Zeno X Gallery, Antwerpen; Foto John Berns

des sieht man das perspektivisch verkürzte Grundquadrat eines virtuellen Raumes, der sich nach oben hin immer stärker abflacht. Vor dieser Kulisse schweben auf sechs waagerechten Zeilen vierunddreißig emblematische Objekte, die meisten nahezu quadratisch, nur an den Ecken etwas abgerundet, andere unregelmäßig oder auch kreisrund. Sie sehen aus, als wären sie aus weicher Gelatine, und einige erinnern an transparente Kunststoffbehälter mit langsam verderbenden Lebensmitteln.

Doch in Gänze gleicht das alles, dem Titel entsprechend, einer Anordnung von Emblemen, die wir vom Design unserer Mobiltelefone kennen. So erhält das Bild eine ebenso tragische wie komische Note. Diese Ambivalenz durchzieht die ganze Ausstellung. Ein kleines, frühes Bild trägt den gewiss auch phonetisch zu verstehenden Titel „Head IV Lynching“. Es löst

des sieht man das perspektivisch verkürzte Grundquadrat eines virtuellen Raumes, der sich nach oben hin immer stärker abflacht. Vor dieser Kulisse schweben auf sechs waagerechten Zeilen vierunddreißig emblematische Objekte, die meisten nahezu quadratisch, nur an den Ecken etwas abgerundet, andere unregelmäßig oder auch kreisrund. Sie sehen aus, als wären sie aus weicher Gelatine, und einige erinnern an transparente Kunststoffbehälter mit langsam verderbenden Lebensmitteln.

Die Tafel will lebendig werden, und sobald man sich selbst vor ihr bewegt, macht die Verschiebung ihrer Streifen aus ihr dann wirklich einen eigenen pulsierenden Organismus, und all ihre kleinen Fugen erweisen sich als Craquelé ihrer gar zu engen Außenhaut, die – wie bei einer Schlange – vom inneren Wachstum aufsprengt und abgeworfen werden muss.

Resümee: Wer sich auch nur ein wenig für das Potential der Malerei unserer Gegenwart interessiert, sollte sich die jetzt bestehende Möglichkeit einer eingehenden Betrachtung der grandiosen Bilder von Jack Whitten nicht entgehen lassen. KARLHEINZ LÜDEKING

Jack Whitten – Jack's Jacks. Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart, Berlin; bis zum 1. September. Noch kein Katalog.

Als die Leichtigkeit Grenzen bekam

Chronik einer Entfremdung: Die Geschichte einer jungen Engländerin, die an die Freiheit ihrer Generation im geeinten Europa glaubte

An einem Vormittag im Herbst sitzt Abigail Robinson in einer Münchner Behörde vor ihrem Einbürgerungstest und muss lachen. Sie versucht sich zu konzentrieren, ihre Zukunft in Deutschland hängt vom Ergebnis ab. Aber immer wieder bleibt ihr Blick an der Frage hängen: „Wofür steht EU?“ 1. Europäische Unternehmen 2. Europäische Union 3. Einheitliche Union 4. Euro Union. Es folgen eine Frage zum Sitz des Europäischen Parlaments und vier zu den europäischen Außengrenzen, dann ist das Thema abgehandelt, nächster Punkt: Recht und Alltag in Deutschland. So stellt sich die europäische Idee jemandem dar, der neu in Deutschland ist. So schlicht die Antwort auf eine zehn Jahre lange Suche.

Als Abigail Robinson ihr Zuhause im Alter von zwanzig Jahren zum ersten Mal verlässt, kämpft die Labour Party in London um ihre politische Zukunft. Es ist das Jahr 2009, die britischen Staatsschulden liegen bei mehr als einer Billion Euro. Neben der globalen Wirtschaftskrise beschäftigt das House of Commons eine hausgemachte Spesenkonten-Affäre. Im Radio läuft das Michael-Jackson-Gedenkprogramm. In Chichester, einer Kleinstadt zwischen Portsmouth und Brighton, erklärt Abigail Robinson dem Jungen, mit dem sie sich an Freitagabenden im Pub trifft, dass sie für ein Jahr nach Spanien ziehen wird. Er ist entsetzt: Eine Fernbeziehung über den Ärmelkanal, *how on earth* soll das gehen? Sie weint ein wenig, dann geht sie. Seit dem ersten Semester hat sie sich auf das Auslandsjahr gefreut.

Europa ist für Abigail Robinsons Freunde an der Universität Southampton nur ein Wort, das Assoziationen an exzentrische Mode und seltsame Essgewohnheiten weckt. Der Kontinent reizt sie nicht, jedenfalls nicht länger als für einen Urlaub

in Rom oder an der Côte d'Azur, und noch im Sommer 2009 setzt sich Abigails Idee von Europa aus Erinnerungsbildern von Marktbesuchen in Dijon und der Kleinstadt nahe Paris zusammen, in der Freunde ihrer Eltern leben. Aber sie hat eine Erwartung: Mit der Hilfe Europas will sie Menschen begegnen und Sprachen lernen. Raus aus dem Käfig von Herkunft und Gewohnheit. Die Europäische Union finanziert ihr Erasmusjahr. Die Studiengebühren, derentwegen sich junge Briten verschulden, fallen in der Zwischenzeit weg.

Ein Erasmusjahr in Salamanca

2009 sind 32 200 Studenten an der Universidad de Salamanca eingeschrieben, mehr als 9000 kommen aus dem Ausland. Als der Reisebus im September die sandsteinerne Altstadt von Salamanca umkreist und Abigail Robinson ohne Wohnung und Kontakte, aber mit einem schweren Koffer am Busbahnhof absetzt, ist noch Hochsommer. Von dem Erasmusgeld, ein paar hundert Euro, lässt es sich in Salamanca leben – das wäre in England unvorstellbar. Auch sonst läuft vieles anders als in Southampton, wo den Studenten Semesterablauf und Stundenplan vorgesetzt werden. An der ältesten Universität Spaniens entscheidet jeder selbst über Fokus und Struktur seines Studiums. Ihrer Erasmuskordinatorin begegnet Abigail Robinson nur ein Mal.

Das Erasmusjahr, so lautet das Narrativ langer Abende in Kneipen, deren Wände in zahllosen Sprachen vollgeschrieben sind, ist die wahrscheinlich letzte Gelegenheit, sich treiben zu lassen, bevor das Leben „ernst“ wird. Abigail Robinson lässt sich treiben, reist an Wochenenden, streift durch die Stadt, bis es am Ufer des Río Tormes hell wird, verdient sich als Englischlehrerin an einer Sprachschule etwas

dazu, ernährt sich von Chips, selbstgemachter Tortilla und günstigem Wein. Gleichzeitig will sie ein neues, spanisches Leben. Sie hört auf, britische Nachrichten zu lesen, kauft spanische Zeitungen, lauscht nachts ihren unverständlich über Politik diskutierenden spanischen Mitbewohnerinnen. So, denkt sie, muss es sich anfühlen, Bürgerin Europas zu sein.

Zehn Jahre später sitzt Abigail Robinson in einem Münchner Biergarten und sagt: „Ich war naiv.“ Sie hat sich verändert, trägt die dunklen Haare kürzer und die Röcke länger. Ihre Erwartungen damals in Spanien, sagt sie, seien riesig gewesen, die Idee, ein Jahr an einem Ort zu leben und sich zu assimilieren, ambitioniert. Aber sei es nicht das, was Erasmus seinen Teilnehmern verspreche? Und Europa seinen Bürgern? Die Freiheit der Wahl des Arbeitsplatzes, des Lebenskonzepts? Die Verständigung über Ländergrenzen hinaus? Die Idee eines einigen, aufgeschlossenen europäischen Volkes?

Am 6. Mai 2010, als Abigail Robinsons zweites Semester in Salamanca endet, wählen die Briten eine neue Regierung. Sie darf nicht abstimmen, weil sie keine Briefwahlunterlagen beantragt hat. Labour verliert die Mehrheit, schließlich verhandeln die Tories mit den Liberal Democrats: eine Chance für eine typisch europäische Koalitionsregierung. Aber während die Liberaldemokraten einen EU-freundlichen Kurs fordern, planen die Tories eine Beschränkung der Einwanderung, ein übergangswises Arbeitsverbot für Bürger aller neuen Unionsstaaten, ein „Gesetz zur Souveränität“, das die rechtliche Vorrangstellung Großbritanniens gegenüber der Union sichern soll. Am 11. Mai 2010 wird David Cameron, der Vater der Brexit-Idee, zum Premierminister ge-

wählt. Es ist die Zeit, in der Abigail Robinson entscheidet, nicht dauerhaft in ihr englisches Leben zurückzukehren. Ihre Heimatstadt Chichester ist für sie zum Symbol der Enge geworden. Das Erasmusjahr ist vorbei, für das letzte Semester kehrt sie zurück, betreut Erasmusstudenten an ihrer Universität und fühlt sich als Gast, dann bewirbt sie sich als Assistenzlehrerin in Frankreich. Während sie daran denkt, was sie im Ausland lernen kann, schwillt das routinierte Schimpfen der Nachbarn in Chichester auf die EU zu einem lauten Klagen an. In seiner Rede vor dem Parlament am 23. Januar 2013 kritisiert Cameron die hohen Schulden, die „mangelnde Konkurrenzfähigkeit“, die „Denkverbote“ und das „sinkende Vertrauen der Menschen in die Institutionen Brüssels“. Abigail Robinson, die zu diesem Zeitpunkt schon in einem Münchner Familienunternehmen arbeitet, hört die Rede nicht. Sie liest jetzt deutsche Nachrichten.

Am Tag nach der Brexit-Entscheidung

Heimat ist für die Profiteure der Union dort, wo die private mit der beruflichen Zufriedenheit zusammenfällt. Dass sie in Deutschland leben wollte, wusste Abigail Robinson, als sie als Assistenzlehrerin einem bayerischen Referendar begegnete. Dass sie in seinem Land angekommen war: an einem Abend während der Fußball-Weltmeisterschaft, als sie ihre Freunde nach sieben Toren über den Tisch hinweg jubeln sah. Trotzdem, sagt sie, gehöre die Erasmuserfahrung zu den prägendsten ihres Lebens. Dort hat sie das topographische und gedankliche Gefühl der Grenzenlosigkeit kennengelernt. Wenn sie heute von Europa spricht, hilft ihr diese Erinnerung.

Am Tag der Brexit-Entscheidung wacht Abigail spät auf. Diesmal hat sie die Wahl nicht verpasst, mit einer Vollmacht hat ihre Mutter für sie abgestimmt. Sie nimmt das Rad zur Arbeit, denkt auf der Fahrt an ihren Besuch in Chichester wenige Wochen zuvor, an die Brexit-Kampagnen-Plakate mit den fettgedruckten kurzen Slogans am Straßenrand, an ihre Verwunderung über die massive Präsenz der Gegner der Union im Ort. Erst als sie das Büro betritt, erlaubt sie sich den Blick auf ihr Handy. Dann schaut sie auf. Vor ihrem Tisch steht ein Kollege und grinst. Als wäre es ein Scherz.

Am 15. Dezember 2018 erhält Abigail Robinson ihren deutschen Pass. Für 300 Euro hat sie ihr selbstgewähltes Dasein in Deutschland sichergestellt. Klarheit, immerhin auf dem Papier. Auf einmal ist Europa greifbar geworden. In den Monaten zuvor hat sie Nachrichten an ihre alten Erasmusfreunde verschickt und sich ihres Entsetzens versichert. Sie hat Verwandte und britische Freunde angerufen, um zu verstehen. Ihre Schwester erzählte ihr von den Facebook-Kampagnen ehemaliger Kommilitonen. Ihre Großmutter berichtete, eine ihrer Freundinnen habe darauf spekuliert, dass die alten Maßeinheiten zurückkämen, mit Zoll und Fuß hätte sie sich immer besser zurechtgefunden.

An einem Abend im Frühjahr versucht sie am Telefon ihrem Onkel zuzuhören, der wortreich erklärt, welche positiven Seiten ihr am Brexit bislang verborgen geblieben sind. Als sie auflegt, ist für einen kurzen Augenblick die Erinnerung an die Leichtigkeit von damals zurück. Dann ist der Moment vorbei. Und Abigail Robinson fragt sich, ob der Einbürgerungstest die Europa-Idee nicht doch auf den Punkt gebracht hat. ELENA WITZECK

trainer, etwas Deprimierendes. Am Schluss stand ein bedeutungsschwacher Verweis auf Stürme, die aufziehen. Was hat das alles zu bedeuten? Ein paar Monate erst sind seit der umstrittenen Freistellung der ehemaligen Rowohlts-Verlegerin Barbara Laugwitz durch Holtzbrinck vergangen, und nun benimmt sich ihr Nachfolger, als lohne es gar nicht, neu anzufangen? Oder war das wirklich nur eine alle Erwartungen wie auch vorausseilende Kritik unterlaufende Understatement-Vorführung im Sinne des Hamburgers Helmut Schmidt, „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“? viel

Mehr Uhrwerk

Manuskript von Burgess entdeckt

Im Nachlass des britischen Schriftstellers Anthony Burgess ist ein 200 Seiten umfassendes Manuskript aus den frühen siebziger Jahren gefunden worden, das sich mit seinem umstrittenen dystopischen Roman, „Uhrwerk Orange“, und dessen Verfilmung durch Stanley Kubrick auseinandersetzt. Die Bekanntgabe des Funds fällt mit einer Retrospektive auf das Werk des amerikanischen Regisseurs im Londoner Design Museum zusammen. Burgess gab dem geplanten Buch den Titel „The Clockwork Condition“ und bezeichnete es als „eine große philosophische Erklärung zum zeitgenössischen menschlichen Zustand“. Den Anstoß dazu gab der Eklat um die Brutalität des 1962 veröffentlichten Romans nach dem Erscheinen von Stanley Kubricks Film 1971. Das Manuskript befand sich unter den Papieren, die der 1993 gestorbene Burgess in seinem Haus in Bracciano bei Rom hinterlassen hat. Sie liegen jetzt in dem in Manchester, der Geburtsstadt des Autors, bewahrten Archiv der Burgess-Stiftung. Dessen Direktor, der Anglist Andrew Biswell, hat das um Dantes „Inferno“ konstruierte Manuskript, teils philosophische Reflexion, teils Autobiographie, bei der Katalogisierung entdeckt. Nach Auskunft von Biswell habe Burgess seine Ausführungen durch surreale Fotografien und Zitate anderer Autoren ergänzen wollen, doch das Projekt aufgegeben, als ihm klar wurde, dass er Romanschriftsteller und nicht Philosoph sei. G.T.

Mats Malm

Neuer Leiter für Nobel-Akademie

Die wegen diverser Skandale in die Kritik geratene schwedische Akademie, die den Literaturnobelpreis vergibt, bekommt mit dem Literaturwissenschaftler und Übersetzer Mats Malm einen neuen Leiter. Er wird am 1. Juni Anders Olsson als Ständigen Sekretär ablösen. Malm wurde erst vor vier Monaten in die Akademie aufgenommen. Er verspricht, die bereits begonnene Reformarbeit fortzusetzen. dpa/F.A.Z.